34: Die Perspektive

Die Station, auf die man mich brachte, wies keine „normalen“ Krankenzimmer auf. Wie ich später erfuhr, handelte es sich um eine Wachstation, in der Patientinnen untergebracht wurden, die zwar stabil und außer Lebensgefahr waren, aber aus verschiedenen Grünen noch beobachtet wurden.

Ich fand es dort reichlich hektisch und begriff erst allmählich, dass diese „Hektik“ zum Konzept gehörte. Immer wieder kamen verschiedene Ärzte, Krankenschwestern und Pfleger, um mich zu untersuchen, die Verbände zu wechseln (dabei musste ich wirklich nicht zuschauen – ich hatte vorläufig genug gesehen) oder irgendwelche „Dinge“ zu tun.

Entweder befand ich mich mitten im Geschehen oder ich schlief, denn nach wie vor war ich alles andere als fit. Auf diese Weise ließ man mich kaum zum Grübeln kommen. Im Nachhinein bin ich dafür dankbar. Zunächst jedoch war ich ganz schön genervt.

Es ist bemerkenswert, wie sich in einer solchen Situation die Prioritäten ändern können.

Ich verschwendete wenig Gedanken auf irgendeine Mördersuche. Sogar Frank steckte eher nur rudimentär in meinem Kopf. Ich brauchte meine Energie, um mich mit der Frage zu beschäftigen, wann ich nicht mehr in eine Ente pinkeln musste und wie ich das ohne Arme schaffen sollte, zur Toilette zu gehen. In diesem Zusammenhang tauchte die lange, lange Liste von Dingen auf, die ich nicht mehr würde tun können. Die machte mich wirklich fertig und sorgte für reichlich miese Stimmung. Es war wohl die Hektik, die daraus keine dicke, fette Depression entstehen ließ.

Und ein Miststück von Cop.

Zunächst wartete aber eine weniger erfreuliche Begegnung auf mich. Auf der Wachstation waren die

Besuchszeiten reglementiert. Tante Betty war meine „nächste Angehörige“ und wurde noch vor meinen Kollegen zu mir gelassen.

Als sie in mein neues Zimmer kam, sah sie echt scheiße aus. Wenigstens hatte sie wohl kurz zuvor mit dem Heulen aufgehört.

„Oh, Kind! Warum musstest Du unbedingt Deinem Vater nacheifern?! Erst er und jetzt das.“

„Falls Du es noch nicht bemerkt haben solltest – ich bin nicht tot.“

„Nein, natürlich nicht. Die Ärzte haben es gerade so geschafft. Wir hatten alle kaum noch Hoffnung.“

„Wir hatten alle kaum noch Hoffnung.“

„Unkraut vergeht nicht.“

Tante Betty zeigte einen Anflug von Lächeln. Fröhlich sah das aber nicht gerade aus. „Das ist meine Carrie! So

zart und doch so stark. Die Ärzte haben zum Schluss gesagt, dass es nur noch darauf ankäme, ob Du selbst leben willst oder nicht."

„Hm. Ich bin mir noch nicht sicher, ob ich die richtige Entscheidung getroffen habe."

„So darfst Du nicht reden, Schatz. Ich habe mit diesem Mr. Chase gesprochen. Er hat gesagt, dass sie bei der Polizei extra eine Art Fond für solche Fälle eingerichtet haben. Da bekommst Du eine Rente. Das ist nicht viel, ab…"

„Ich habe nicht vor, in Rente zu gehen."

„Aber … aber Du kannst doch nicht … ich meine … *so* … das wird nicht gehen, Schatz."

„Ich weiß noch nicht, was überhaupt ‚geht'. Das muss ich erst noch herausfinden. Ich war bisher noch nie ein Krüppel."

„Kind! Nun sag doch nicht sowas!"

„Warum nicht? Es stimmt doch. Warum soll ich es dann nicht sagen? Ich kann mir nicht einmal mehr selbst den Hintern abwischen. Natürlich sieht es nicht so aus, als ob ich ein Cop bleiben könnte, aber ich habe bestimmt nicht vor, den ganzen Tag aus dem Fenster zu sehen und mit meiner ‚Rente' Leute zu bezahlen, die mich füttern und mir die Nase putzen."

„Schatz, Du solltest nicht zu viel erwarten."

„Ich erwarte gar nichts, Tante Betty. Ich habe das alles aber nicht durchgemacht und überlebt, um ein Zombie zu werden. Ich weiß nicht, wie es mit mir weitergehen soll, aber ganz bestimmt lasse ich mich nicht in irgendein Heim wegsperren oder versauere in einer eigenen Bude. Mein Gehirn haben sie zum Glück nicht amputiert. Irgendetwas werde ich damit schon anfangen können. Sonst kann ich auch gleich beim Killer anfragen, ob der noch einen zweiten Versuch mit mir machen möchte. Deshalb danke ich Dir, dass Du Dich um solche Sachen wie ‚Rente' kümmerst. Dafür

fehlt mir im Moment die Muße. Bestimmt werde ich das gebrauchen können, aber jetzt muss ich mir erst einmal darüber klarwerden, wie ich überhaupt weiterleben kann … und will. Schau mich nicht so an! Ich habe nicht vor, aufzugeben.“

„Das ist schön. Ich soll Dich übrigens von Dan grüßen.“

„Oh. Ja. Äh … danke. Ist er da? Ich wollte sowieso mit ihm reden.“

„Nein. Er … also … er meinte, das könne er noch nicht. Er hofft, dass Du verstehen würdest, dass er noch etwas Zeit braucht.“

Etwas Zeit, um zu überlegen, wie er seine verkrüppelte Freundin elegant loswerden kann, nahm ich an. „Sag ihm, dass er nicht kommen muss. Ich habe einen anderen Mann kennengelernt. Es ist vorbei.“

„Es ist vorbei.“

Wenn Dan nicht den Mumm hatte, mich zu besuchen, weil er mein „Elend“ nicht ertragen wollte, dann musste ich auch nicht so fair sein, persönlich mit ihm Schluss zu machen. Allerdings war mir etwas flau. Ich konnte nur hoffen, dass ich mich nicht in Frank getäuscht hatte. Andererseits … durfte ich denn von ihm überhaupt erwarten, dass er eine Frau lieben würde, die ihn nicht einmal mehr streicheln kann? Er war noch nicht aufgetaucht. Fuck!

„Bist Du sicher, Schatz? Ist das nicht womöglich …“

„Es war schon vorbei, als ich noch Arme hatte. Ich hatte nur keine Gelegenheit, es Dan zu sagen.“

„Oh.“

Tante Betty erzählte mir noch, dass sie mir eigentlich Blumen hatte mitbringen wollen, aber die Klinik wollte das in diesem Bereich nicht erlauben. Naja, inzwischen waren Allergien ja weitverbreitet und ich stand ohnehin nicht auf bunten Schnittlauch. Als eine Schwester dann meinte, dass es nun genug wäre, war ich ganz froh. Mir fehlte einfach die Kraft, Tante Betty irgendwie zu trösten. Nachdem sie mir einen Kuss auf die Stirn gegeben hatte und gegangen war, schlief ich wieder ein … bis eine Krankenschwester kam und mich mit einem ausgesprochen geschmacklosen Essen fütterte. So schlimm war der Fraß gar nicht, aber allzu lange würde ich dieses geschmacksneutrale Krankenhausfutter nicht ertragen können. Als ich anschließend meinte, ich hätte beim nächsten Mal lieber wieder einen Schlauch, ignorierte mich die dumme Pute einfach. Sie verstand wohl keinen Spaß.

Später kam eine deutlich nettere Schwester mit der Ente und meinte, dass ich bald mal aufstehen müsste - mit anderen Worten: aufs Klo gehen. Davor graute mir. Am nächsten Tag würde das aber angesichts fester Ernährung wohl kaum noch zu vermeiden sein. Puh!

Und das alles auf wackeligen Beinen und mit wochenlang ungenutzten und entsprechend wabbeligen Muskeln! Einer der Ärzte hatte mir zwar erzählt, dass man mich während des Komas immer wieder bewegt hätte, um meine Gelenke brauchbar zu halten – jedenfalls die, die man mir nicht abgeschnitten hatte – aber ich spürte gut genug, wie schwach ich geworden war.

An diesem Abend hatte ich jedoch noch eine Besucherin, die ich mir gern erspart hätte – Lieutenant Ramirez, die Schnüfflerin.

„Schöne Scheiße haben Sie da erlebt, Wilson.“

„Schöne Scheiße haben Sie da erlebt, Wilson.“

„Wenigstens kann ich nicht behaupten, ich wäre arm dran.“

„Stimmt. Haben Sie Schmerzen?“

„Geht so. Meine Finger jucken. Ich werde wohl reich. Wenn Sie hier in irgendeinem Mülleimer meine Arme finden, könnten Sie mich mal kratzen. Das wäre echt nett."

„Mache ich. Allerdings bin ich nicht hier, um im Müll herumzuschnüffeln."

„Nein? Heute mal nicht?"

Sie ließ sich nicht provozieren. „Nein. Ich will mit Ihnen reden."

„Wurden Sie degradiert? Müssen Sie jetzt Zeugenaussagen aufnehmen?"

„Tut mir leid, Wilson. Diese Freude kann ich Ihnen nicht machen. Morgen kommt ein Beamter und erledigt das. Es eilt ja nicht, weil Sie es vorgezogen haben, ins Koma zu fallen. Der Täter ist bestimmt längst über alle Berge."

Irgendwie tat mir diese Schnodderigkeit nach Tante Bettys betroffenem „Ach-Kind"-Gerede ganz gut. „Hätte ich einen Urlaubsantrag stellen sollen?"

„Mindestens! Ich soll Sie grüßen. Es passt mir zwar nicht, hier als Kupplerin zu fungieren, aber Special Agent Parker trug mir auf, Ihnen zu sagen, dass er Sie liebt und … äh … also … er meinte so etwas wie … also … dass ihm Ihre Füße sowieso besser gefallen würden als die Hände … jedenfalls drückte er es so ähnlich aus."

Ich weiß nicht, wie ich es geschafft hatte, denn mir kam es wie die größte Anstrengung seit dem Aufwachen aus dem Koma vor, aber ich weinte nicht vor Ramirez. Dabei hätte ich vor Erleichterung am liebsten Rotz und Wasser geheult. Naja. Ramirez war ein Profi. Menschenkenntnis gehörte zu ihrem Job. Ihr Lächeln war tatsächlich echt und … ich muss es leider zugeben … freundlich und mitfühlend.

Es kam sogar noch besser.

„Ich bin wegen des anderen Falles hier, Wilson. Special Agent Parker würde Sie gerne besuchen und nicht nur er!“

„Wer noch?“

„Don Albini. Der Pate höchstpersönlich.“

„Der Pate höchstpersönlich.“

„Was will er von mir?“

„Er will nichts von Detective Wilson. Die Tarnung steht noch. Das FBI hat das Klinikpersonal, das mit Ihnen in Kontakt kommt, gründlich durchgecheckt. Don Albini möchte sich um Mandy kümmern. Das ist ein Teil der Kulisse, die Mafiabosse aufbauen. Sie geben sich gern sozial und mitfühlend.“

„Aha. Dann hat der Don aber ein Problem.“

„Die Cops vor der Tür? Das kann er lösen, wenn wir es nicht verhindern.“

„Was soll das heißen?“

„Detective, ich weiß, dass es viel verlangt ist … vielleicht *zu* viel, angesichts Ihres … äh … Zustandes, aber … das FBI und wir würden gern weiterhin auf Ihre Unterstützung zählen.“

„Wie denn? Soll ich den Don mit Blicken töten? Es gibt zwar Paralympics, aber noch keine Behindertenpolizei, soweit ich weiß.“

„Naja … dann sollten wir wohl eine gründen.“

„Das ist nicht Ihr Ernst!“

„Natürlich nicht. Nicht so. Allerdings können wir uns im Moment kein besseres, kein glaubwürdigeres Szenario vorstellen, als die Braut eines Mafioso, die Opfer eines Serienkillers wurde, überlebt hat, aber nun eben … Sie wissen schon. Nicht einmal der cleverste Mafiaboss könnte auch nur ahnen, dass daran irgendetwas nicht ganz … echt sein könnte.“

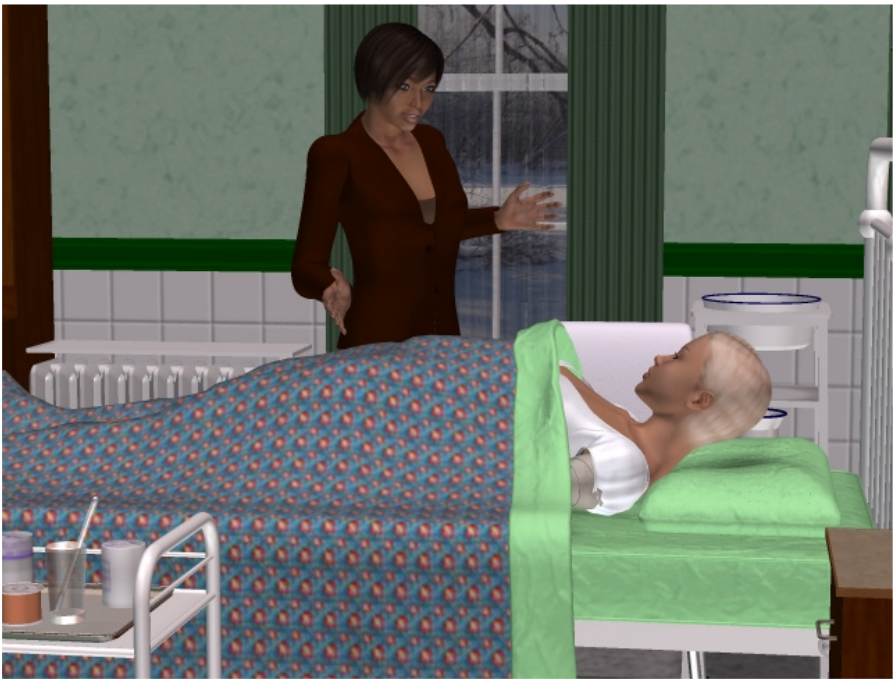
„Meine Armstümpfe sind aber echt.“

„Eben. Don Albini wird ganz in seiner Rolle als fürsorglicher Pate aufgehen. Sie und Parker werden über jeden Verdacht erhaben sein. Sie werden sein Vertrauen gewinnen und wir können die ganze Organisation hochnehmen. Das wird der schwerste Schlag gegen das organisierte Verbrechen seit der Verhaftung von Al Capone … falls Sie uns helfen wollen. Niemand wird Ihnen verübeln, wenn Sie lieber ein ruhiges, beschauliches Leben in einer guten Behinderteneinrichtung führen wollen. Der Sozialfond der Stadtpolizei wird Ihnen dabei helfen.“

Ich musste nicht eine Sekunde lang nachdenken. Allerdings konnte ich mir nicht verkneifen, dieses Angebot auszureizen. „Was passiert mit mir, wenn der Auftrag erfolgreich beendet ist?“

Jetzt grinste Ramirez. Breit! „Das war klar, dass Sie diese Frage stellen würden, Wilson. Unter der Voraussetzung, dass Sie den Auftrag bis zum Ende

ausführen und wir das Spiel gewinnen, ist das FBI bereit, Ihnen anschließend das Gehalt eines Special Agents zu gewähren. Sie bekommen einen Studienplatz Ihrer Wahl und werden bei erfolgreichem Abschluss als Beraterin für Undercover-Einsätze gegen organisierte Kriminalität eingesetzt. Sie werden die Stäbe in den Einsatzzentralen beraten und Vorträge an FBI-Schulungseinrichtungen halten. Dieses Angebot ist bis zum morgigen Vormittag, 11 Uhr Ortszeit, befristet. Wollen Sie eine schriftliche Garantie?“



„Wollen Sie eine schriftliche Garantie?“

„Natürlich.“

„Wilson, Sie sind eine harte Nuss. Dabei sehen Sie so harmlos aus. Also gut.“

„Wie geht es weiter?“

„Ist das ein ‚Ja‘?“

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Lieutenant.“

„Sie sind ab sofort Mandy. Wir lassen Ihre Krankenakte ändern und stellen auch sonst alles um. Ihre Tante wird von uns gebrieft. Wen müssen wir noch berücksichtigen?“

„Marjorie vom Empfang. Sie wird sich Sorgen machen.“

„Das regeln wir. Wen noch?“

Ich gab ihr die Namen aller Menschen, die womöglich in der Klinik auftauchen könnten, um Carrie Wilson zu besuchen. Hm. Viele waren das nicht. Chloe und Josefine konnte ich nicht nennen. Die wussten zwar, wer ich war, aber das war unser Geheimnis und ich wollte es dabei belassen.

Als Ramirez nach Erörterung des weiteren Vorgehens ging, war ich fix und fertig.

Ich hatte den Ärzten mein physisches Überleben zu verdanken. Ich machte mir keine Illusionen. Ich wusste, dass ich für den Rest meines Lebens auf fremde Hilfe angewiesen sein würde. Ich wusste nur noch nicht, was das im Einzelnen bedeutete. Im Nachhinein betrachtet war es aber dieses Gespräch, welches mir mein psychisches Überleben sicherte. Mehr als jede Willenskraft, jedes Aufbäumen und jede Gier nach Leben war es das, was mich davon abhielt, zu verzweifeln. Es bot mir eine Perspektive und – was noch weitaus wichtiger war – eine Aufgabe. Ich würde trotz Verstümmelung weiter Verbrecher jagen und danach würde ich meinen Kollegen dabei helfen. Ich würde nicht irgendwo wohlbehütet und –betreut vor mich hinvegetieren. Mein Leben war nicht nutzlos geworden. *Ich* war nicht nutzlos geworden.

Hoffentlich würde mich das vor dem Heulkrampf bewahren, wenn ich mir am nächsten Tag den Hintern abwischen lassen müsste und dabei genau wusste, dass ich es nie wieder selbst tun könnte.

35: Das Pfundsweib

Nach dem Frühstück suchte mich ein Mitarbeiter von Chase auf und nahm meine Aussage zu Protokoll. Er wusste nicht, wer ich war und ich musste ein wenig bei der Wortwahl aufpassen, um mich nicht wie ein Cop anzuhören. Das Wesentliche konnte ich ihm sagen, aber meine Erinnerungen endeten mit dem Verlassen des leerstehenden Hauses. Den Rest hatte mein strapaziertes Hirn einfach gelöscht.

Anschließend kam Jolene, die Entenfrau, und brachte mir ein Paar Flip-Flops. „Die Latschen, die wir im Winter sonst den Patientinnen andrehen, wollte ich Dir nicht zumuten“, meinte sie. Jolene war ungefähr in meinem Alter und wir hatten uns schnell auf das „Du“ verständigt. Ich mochte sie. Sie half mir beim Aufstehen.

Sie half mir beim Aufstehen.

Jolene war so kräftig, dass sie fast als Kerl hätte durchgehen können. Ihre unförmigen Pflegerinnen-Klamotten unterstrichen das zusätzlich. Was mir an ihr gefiel, war vor allem eine Mischung aus Professionalität und dezenter Freundlichkeit. Jolene schleimte nicht herum, um Bestätigung zu bekommen. Andererseits behandelte sie im Gegensatz zu manchen Krankenschwestern die Patienten nicht wie lästige Fleischstücke, ohne deren Anwesenheit die Arbeit doch so viel angenehmer wäre. Aufgrund ihres Naturells fühlte ich mich bei Jolene gut aufgehoben und ihre Statur konnte ich beim Aufstehen gut gebrauchen, denn sie musste mich halten. Ich fühlte mich wie eine Portion Wackelpudding – nach Ablauf des Haltbarkeitsdatums.

„Ich glaube, mir wird schwindelig."

„Das ist doch kein Wunder, Car… Mandy. Setz Dich wieder hin! Wir versuchen es gleich nochmal." Diese Geduld hätten andere Angestellte bestimmt nicht aufgebracht.

Ich wartete, bis das Zimmer aufhörte, sich zu drehen und unternahm dann einen neuen Versuch. Jolene hielt mich fest, bis ich das Gefühl hatte, dass mich meine Beine tragen würden. Irgendwann stand ich dann aus eigener Kraft.

Dann spürte ich es.

Mein Oberkörper war leichter geworden und ich musste die Gewichtsverteilung neu justieren. Kein Wunder – es fehlten ja auch größere Teile.

Dann sollte ich meine ersten Schritte machen. Leicht gesagt, wenn man Arme hat, um sich festzuhalten, falls die Beine nachgeben. Immerhin hatte ich dafür Jolene. Diesmal.

„Ich komme mir vor wie eine Greisin. Fuck!"

„Ich halte Dich. Du machst das gut. Schön einen Fuß vor den anderen setzen! So ist das prima. Du wirst sehen, dass es jetzt von Tag zu Tag besser wird."

„Ich habe das Gefühl, ich muss das Laufen ganz neu lernen. Dabei hatte ich mich gerade erst an High-Heels gewöhnt.“

„Das bekommst Du nach einer Weile auch wieder hin.“

„Krüppel auf Stöckelschuhen? Na, ich weiß nicht.“

„Warum nicht? Du bist doch immer noch eine Schönheit. Ich wünschte, ich hätte nur einen Hauch von Deinem Aussehen.“

„Dafür hast Du Arme.“

„Klar. Und Beine wie Sauerkrautstampfer, während Deine sogar nach wochenlangem Koma aussehen, als gehörten sie zum Playboy-Centerfold.“

„Tausche Playboy-Vertrag gegen Greifwerkzeug.“

„Tausche Playboy-Vertrag gegen Greifwerkzeug.“

„Ist das ein Angebot? Ich werde mal darüber nachdenken.“

„Mal sehen, wie Du darüber denkst, wenn Du mir gleich den Hintern putzen musst.“

„Das ist mein Job, Schätzchen. Dafür werde ich bezahlt.“

„Ich finde, Du machst hier mehr als nur Deinen Job.“

„Danke, aber das stimmt nicht. Ich versuche nur, meinen Job möglichst gut zu machen. Ich will keine von den Nichtsnutzigen werden, die den ganzen Tag Soaps glotzen und sich tonnenweise Chips in den Wanst schieben. Ich bin schon fett genug.“

„Du bist kräftig, nicht fett.“

„Schon gut. Es reicht, dass Du so hübsch bist. Du musst nicht auch noch nett sein. Dann werde ich neidisch.“

„Neidisch auf eine Behinderte?“

„Klar. Wenn sie etwas im Überfluss hat, was ich nicht habe, aber gern hätte.“

Schließlich hatten wir den Weg zur Toilette zurückgelegt. Als Jolene den Deckel für mich öffnete, war das eine der zahlreichen Gelegenheiten, die mir vor Augen führten, wie begrenzt meine Möglichkeiten von nun an waren. Im Moment war aufgrund meines Zustandes auch nicht daran zu denken, es beispielsweise mit dem Fuß selbst zu versuchen. Zumindest diese Option würde mir aber wohl in Zukunft zur Verfügung stehen. Das galt allerdings nicht für eine Sache, die mir bisher allzu selbstverständlich vorgekommen war: Ich konnte mein Hemd nicht anheben und würde es vermutlich auch nie wieder schaffen. Das war wieder eines der zahlreichen Tiefs auf meinem Weg.

Über ein Hoch dachte ich nach, als Jolene vor der Tür wartete: Ihre Komplimente hatten echt geklungen. Konnte man mich mit diesen lächerlichen Armstümpfen

noch hübsch finden? Es schien so. Konnte ich es? Ich wusste keine Antwort.

Nachdem ich fertig war, rief ich Jolene. Ich kann nicht behaupten, dass es mir nicht unangenehm war und ich mich nicht schämte. Dank Jolenes professioneller Freundlichkeit (und Gewissenhaftigkeit) wurde es jedoch nicht so schlimm, wie ich befürchtet hatte. Ich würde mich daran gewöhnen müssen, auch persönlichste Angelegenheiten nur noch mit fremder Hilfe erledigen zu können. Privatsphäre und Schamgefühl würden einen anderen Stellenwert erhalten (müssen).

Ein kleines Hoch und zwei fette Tiefs innerhalb weniger Minuten. Eine Scheiß-Bilanz!

Durchwachsen war auch mein Gefühl beim Blick in den Badezimmerspiegel. Ich nahm mir die Zeit.

Ich nahm mir die Zeit.

Es kostete mich eine Menge Konzentration, meine Blicke von den beiden kleinen Stummelchen wegzubringen, die von meinen Armen übriggeblieben waren. Irgendwie wirkten meine Brüste größer. Das war natürlich nur eine optische Täuschung aufgrund der fehlenden Arme. Sollte ich das gut finden?

Meine Haare waren nachgewachsen. Vermutlich hatte man sie während des Komas mal geschnitten, denn nach einem Monat sollten sie eigentlich länger sein. Bevor ich dem Killer in die Hände gefallen war, hatte ich beschlossen, meinen etwas jungenhaften, zweckmäßigen Kurzhaarschnitt gegen eine weibliche, glamourösere Frisur einzutauschen, aber das konnte ich jetzt wohl vergessen. Ich würde mir ja eine Strähne nicht zurückstreichen können, wenn sie mir ins Gesicht fiele. Nächstes Tief. Schon wieder.

Von den Drähten in meinem Mund waren nur ein paar helle Punkte an meinen Lippen übriggeblieben. Die Löcher waren verheilt und diese kleinen Verfärbungen würden sicher auch bald verschwinden. In kürzester Zeit hatte ich mich so sehr ans Schminken gewöhnt, dass mir mein Gesicht im Spiegel irgendwie nackt und schmucklos vorkam. Ich war jetzt sogar außerstande, mir Lippenstift aufzulegen. Dieses Tief schmerzte besonders, weil es mich mit der Frage konfrontierte, ob überhaupt noch irgendein Mann ein hübsches, top gestyltes Gesicht zur Kenntnis nehmen würde, wenn er die Verstümmelungen meines Körpers sah. Und ich selbst? Ich hatte so viel Spaß an der Entdeckung meiner Weiblichkeit gehabt und jetzt war ich … ja, was? Ein behinderter Körper mit beringten Brüsten? Sollte das jetzt mein Selbstbild werden? Sollte ich mich so wahrnehmen?

Ich ließ mich an der Wand zum WC heruntergleiten. Es war mir egal, ob ich jemals wieder hochkommen würde.

Der Zeitpunkt war gekommen.
Ich konnte endlich weinen.
Ich ließ meinen Tränen freien Lauf.

Ich ließ meinen Tränen freien Lauf.

Natürlich musste Jolene, die netterweise im Zimmer auf mich wartete, mein Schluchzen gehört haben. Sie blieb jedoch draußen, bis ich mich halbwegs wieder beruhigt hatte.

Erst dann kam sie, um nach mir zu sehen. Sie beugte sich zu mir herunter, wischte mir die Tränen ab, putzte meine Nase und half mir anschließend wieder auf meine schwachen Beine. Dann wusch sie mein Gesicht und meinte: „Der Spiegel, hm?“

„Ja.“

„Lass Dir Zeit! Die brauchst Du. Du machst das richtig. Ab und zu passiert das eben. Tränen gehören dazu.“

„Du scheinst Dich ja auszukennen.“

„Klar. Ich war eine Weile in der Abteilung für Verbrennungen. Ich weiß, dass Dich das jetzt nicht tröstet, aber Du hast noch Dein hübsches Gesicht. Es gibt viele Formen von Verlust.“

„Und vermutlich immer Leute, die es *noch* übler erwischt hat.“

„Natürlich. Das ist aber kein Wettbewerb nach dem Motto: Schlimmer geht immer. Alle müssen lernen, mit dem Verlust zu leben.“

„Für Dein Alter bist Du ganz schön weise.“

„Viel gesehen. Nenn mich Guru.“

„Vergiss es!“

„Du bist eine ganz schön undankbare Patientin.“

„Ich weiß. Armlos, aber nicht harmlos.“

Wir lächelten uns an. Es war nicht fröhlich.

Liebe, gute Jolene. Wie wäre es mir wohl ergangen, wenn ich in diesen ersten Tagen nicht ein solches Pfundsweib als Pflegerin gehabt hätte?

Jolene hatte nicht nur Freude an mir. Sie nahm mich ganz schön ran und ertrug stoisch meine Flüche, wenn sie mich aus dem Bett holte, weil sie sich weigerte, mir die Zähne noch länger dort zu putzen. Sie blieb gelassen, wenn ich über das geschmacklose Essen schimpfte oder mich wie ein Mimöschen anstellte, wenn das Wasser beim Haarewaschen zu heiß oder zu kalt war. Sie grinste nur, während ich sie mit einer Schimpfkanonade eindeckte, als sie sich weigerte, mich zu baden, weil sie meinte, dass Duschen besser für meinen geschwächten Kreislauf wäre.

Wir hatten eine Form des Umgangs gefunden, die mir die Situation ganz erheblich erleichterte.

Dennoch blieb es eine „Arbeitsbeziehung“ und wurde keine wirkliche Freundschaft. Dafür war Jolene viel zu sehr Profi, was meinen Respekt vor ihr umso mehr erhöhte. Wenn ich meine Tiefs hatte, ließ sie mich schimpfen oder weinen. Sie fragte nach dem ersten Mal auch nicht mehr nach dem Grund. Sie wusste auch so aufgrund ihrer Erfahrung ganz gut, was in mir vorging und sah keine Veranlassung, allzu persönlich zu werden. Lediglich einmal war sie neugierig. Sie hatte mich gerade geduscht und abgetrocknet, als sie wissen wollte: „Sag mal … dieser Ring hier unten bei Dir … hat das nicht höllisch wehgetan? Ich meine … an *dieser* Stelle!“

„Ich meine … an *dieser* Stelle!“

„Hat es. Genau: Höllisch. Am Anfang.“
„Und jetzt? Ich meine … spürst Du den eigentlich?“

„Klar. Immer. Das gehört aber nach einer Weile einfach dazu. Es irritiert mit der Zeit nicht mehr so sehr.“

„Und … äh … das bringt was?“

„Hahaha! Und ob! Solltest Du mit dem Gedanken spielen, Dir auch so ein Teil verpassen zu lassen, dann sei gewarnt! In der ersten Zeit fühlt sich jeder Slip wie eine Zunge an.“

„Wow! Das klingt … vielversprechend.“

„Naja, wenn Dir gerade danach ist, mag das okay sein, aber danach wirst Du dann nicht gefragt.“

„Oh. Nimmt das später wieder ab?“

„Etwas, aber nicht ganz. Es bleibt empfindlich, weil … naja, das hast Du ja inzwischen gesehen. Manchmal genügt ein Luftzug und Du würdest am liebsten auf der Stelle … Du weißt schon. Wenn Du nicht gerade verstümmelt in einer Klinik rumhängen musst.“

„Verstehe. Das kommt wieder. An *dieser* Stelle hat man Dir ja nichts amputiert.“

„Ich weiß nicht. Haben Behinderte Sex?“

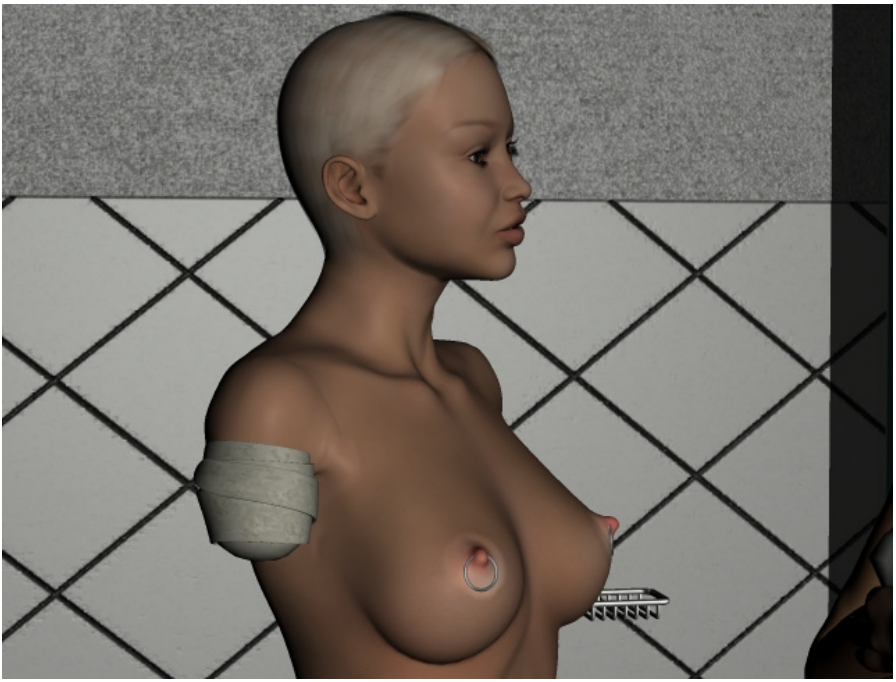
„Blöde Frage! Entschuldige, aber das ist echt das Letzte! Du könntest auch fragen, ob Alte Sex haben oder Dicke … oder ‚Kräftige‘, wie Du es vielleicht nennen würdest. Natürlich haben sie, Du Dummkopf!“

„Hey!“

„Nix ‚hey‘! Wenn Du solchen Blödsinn verzapfst, kriegst Du von mir Zunder. Du bist immer noch eine Frau. Okay, Du kannst nicht mehr selbst in der Nase popeln, aber alles, was Du für den Sex brauchst, ist noch dran und gerade bei Dir in einer erstaunlichen … ‚Qualität‘. Damit das klar ist: Ich stehe auf Männer, aber so einen sensationellen Body wasche ich nur selten – mal abgesehen von diesem Model-Gesicht mit Stupsnäschen und Schmollmund. Gegen Dich ist die Venus von Milo eine hässliche, olle Schabracke. Und Du stellst solche Fragen! Ausgerechnet Du! Natürlich wird

es Männer geben, die Dich jetzt nicht mehr anbaggern werden, weil sie zu faul sind, Dir beim Candlelight-Dinner das Weinglas zu halten. Na und? Welche Frau braucht schon solche Idioten?“

„Bist Du fertig, Jolene? Hast Du’s mir jetzt gegeben? Hast Du genug auf mir herumgehackt?“



„Hast Du genug auf mir herumgehackt?“

„Nö. Mir fällt nur nichts mehr ein.“

Wir standen uns gegenüber und grinsten uns gegenseitig an. Ich versuchte, entschlossen dreinzuschauen, aber ich war einfach nur dankbar und gerührt.

„So“, meinte Jolene, „jetzt ziehe ich Dich an, denn sonst zerfrisst mich noch der Neid. Eine Sache noch: Eine Kollegin arbeitet in der Krebsabteilung. Da gibt es Frauen, an denen im Gegensatz zu Dir nicht mehr alles

dran ist, was Männern gefällt. Die schaffen das auch. Lust entsteht nämlich nicht zwischen den Beinen. Die entsteht im Kopf. Vielleicht denkst Du da mal drüber nach."

Das tat ich allerdings!

Nun war es nicht so, dass ich ansonsten einen Mangel an Dingen empfunden hätte, über die ich nachzudenken hatte. Es gab scheinbar wichtigere Fragen: Okay, ich hatte eine Perspektive. Die war für mich lebenswichtig. Wie aber sollte das funktionieren? Ich konnte nicht einmal mehr die selbstverständlichsten Dinge tun. Wie sollte ich beispielsweise in einem Ermittlungsteam mitarbeiten, wenn ich nicht allein aufs Klo gehen konnte? Sollte ich eine Kollegin oder gar einen Kollegen darum bitten, mir zu helfen, wenn es soweit war? Was sollte ich sagen? „Entschuldigung, ich muss pissen. Würden Sie mir bitte den Rock anheben und mich anschließend sauber machen?" Apropos: Ich konnte mir ja auch keinen Slip an- oder ausziehen. Sollte die Zeit, in der ich wegen der Piercings ohne Unterwäsche herumgelaufen war, etwa zum Dauerzustand werden?

Sollte ich mir eine Art „Assistenz" suchen? Vielleicht eine Pflegerin wie Jolene, die mich ständig begleiten müsste? Würde ich überhaupt jemals über einen ausreichend langen Zeitraum allein sein können?

Was wäre, wenn ich in Begleitung bei einer Einsatzbesprechung auftauchen würde? Dort gab es Dinge, die Außenstehende absolut nicht mitbekommen durften. Puh!

Trotz all dieser Fragen kam ich nicht um das Thema herum, das mich vor der Kreuzigung so sehr beschäftigt hatte. Jolene hatte ganz richtig festgestellt: Ich war immer noch eine Frau. Ich war kein asexuelles Wesen. Konnte ich denn darauf hoffen, das, was ich mir so fest vorgenommen, so sehr gewünscht hatte, immer noch zu erreichen? Und wo, verdammt, war Frank?!